



I. Vernunft und Affekt

Festhalten an Freud. Eine Heine-Freud-Miniatur zur noch immer aktuellen Rolle des Aufklärers Freud*

KLAUS HEINRICH

Sehr verehrte liebe Frau Weigel, meine sehr geehrten Damen und Herren – es ist eine Ehre und ein Vergnügen für mich, in dieser so schnelllebigen und vergesslichen Stadt ein Symposium ausgerechnet mit Reflexionen über den Heros des Sich-Erinnerns und des Wiederholens zu beginnen. Ich danke Ihnen dafür. Das Durcharbeiten lasse ich erst einmal weg, das steht uns noch bevor, es ist ja die Pointe in Freuds Revision des europäischen Aufklärungsbegriffs.

Mein Vortrag wird nicht viel mehr bieten können als eine Phantasie über die Beziehung zweier Personen, die einander zwar nicht kennen lernen konnten, aber die sich jetzt auch nicht dagegen wehren können, dass wir sie in eine vielleicht innigere Beziehung zueinander setzen, als sie diese als Zeitgenossen miteinander eingegangen wären. Kurz, wir sind genötigt zu phantasieren, und das zumindest hätten sie uns beide nicht verwehrt. Daran anschließen werde ich einige Anmerkungen zur Rolle des Aufklärers Freud – einerseits für uns in unmittelbarer Nachkriegszeit, andererseits für eine Revision des europäischen Aufklärungsbegriffes mit Folgen bis heute. – Mein Vortrag wird eine gute Stunde dauern, er wird in 12 Abschnitte gegliedert sein.

1.

»Festhalten an Freud« – ein Titel wie dieser bedarf der Erläuterung, zumal in einem Jubiläumsjahr, in dem sich viele, kaum dass er hochgerufen ist, an dem verehrten Ahn festhalten werden. Aber halten sie auch *an ihm fest?* – Festhalten hat einen apologetischen Zug, und in der Tat: Hirnforschung, Traumforschung, Verhaltensforschung scheinen über Freud hinweggegangen, seine Spekulationen über die Frühzeit des Menschengeschlechts nur mehr ein Exempel spätaufklärerischer Mythenbildung zu sein, Soziologen konstatieren das Ende seiner seismi-

* Ein Vorabdruck des Texts erschien in: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, XXII (2007) Heft 3, Sonderdruck.

schen Wirksamkeit, er wird heute vorzugsweise aus historischem oder literarischem Interesse gelesen, und selbst in seiner eigenen Disziplin, der Psychoanalyse, haben die Schulen ihn und sein therapeutisches Instrumentarium mit Ehrerbietung hinter sich gelassen. Natürlich bauen sie alle auf ihm auf, und gerade die Neuerer unter seinen Nachfolgern, Kleinianer, Lacanianer, große Einzelgänger wie Bion oder Winnicott, haben daraus nie ein Hehl gemacht. Aber eine um die Anerkennung ihrer therapeutischen Erfolge kämpfende, die kassenärztliche Zulassung immer wieder neu erstreitende Berufsorganisation hat die Triblehre ihres Großvaters längst als Ballast über Bord geworfen – ein Relikt des vergangenen Jahrhunderts, das in zeitgenössische theoretische Konzepte zu übersetzen müßig erscheint. Und nicht minder müßig scheint es zu sein, das individuelle und das kollektive Seelenleben, nun gar die »archaische Erbschaft«¹ (Freuds Begriff!) und die aktuelle Seelenlandschaft – also die frühe und die eigene traumatisierte Realität – miteinander in eine reale Wechselbeziehung setzen zu wollen. Aber genau das, wir erinnern uns, hat Freud getan.

Als ich 1989 eine Rede Freud zu Ehren hielt, zu seinem 50. Todestag also, galt sie keinem Toten. Ich konnte sie demgemäß mit einem offenkundig doppeldeutigen Titel versehen: »Anfangen mit Freud.«² Das war einerseits historiographisch, andererseits appellativ gemeint. Zu erzählen war die zuerst tröpfelnde, dann politisch explodierende und bald danach von einer dogmatischen Linken kassierte Wiederauferstehung Freuds an den Berliner Universitäten nach der *damnatio memoriae* des NS. Aufzufordern war zu einem die neuerliche szientifische und gesellschaftliche Isolierung durchstoßenden Neuanfang. Das war damals ein Thema für Psychoanalytiker. Heute, so vermute ich, wende ich mich an Geisteswissenschaftler verschiedener Disziplinen, Intellektuelle über Fachgrenzen hinweg. Natürlich werde ich den Abstand zu damals reflektieren müssen – Deutschlands Normalisierung ist ja durch eine große Verdrängungsleistung erkaufte, nennen wir sie in Kürze: die uns vor der eigenen Geschichte abschottende Historisierung des NS.

¹ Freud verwendet den Begriff »archaische Erbschaft« erstmals 1919 in der 5. Auflage der *Traumdeutung* (1. Aufl. 1900): Träume gestatten »Einblick« in die »individuelle« ebenso wie die »phylogenetische Kindheit«, ihre »archaische Erbschaft« helfe der Psychoanalyse, »die ältesten und dunkelsten Phasen des Menschheitsbeginnes zu rekonstruieren« (Freud: *Traumdeutung*, FGW II/III, 554); und noch in *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* von 1939 heißt es – nunmehr mit dezidiert inhaltlicher Aufladung des Erbschaftsbegriffs als eines Transporteurs realer »Erinnerungsspuren«, von deren Vererbung freilich »die gegenwärtige Einstellung der biologischen Wissenschaft ... nichts wissen will« –: »die Menschen haben es ... immer gewußt, daß sie einmal einen Urvater besessen und erschlagen haben« (FGW XVI, 206 ff.).

² In Klaus Heinrich: *Reden und kleine Schriften 1, anfangen mit Freud*, dort der gleichnamige Vortrag, S. 9 ff.

Meine apologetische Formulierung will dem Rechnung tragen, aber sie hat auch dieses Mal Appellcharakter. Festhalten an Freud, das heißt für mich: festhalten an ihm als einem Bundesgenossen unseres Denkens, auf den wir heute weniger denn je verzichten können. Ich zum Beispiel hätte ohne ihn nicht Philosophie und Religionswissenschaft betreiben, geschweige einer halbtoten, um ihr Überleben kämpfenden Institution wie der Universität die Treue halten können. Dass dies nicht meine Privatangelegenheit war, sondern allenfalls die private Formulierung eines öffentlich verdrängten Interesses, hoffe ich mit meinem Vortrag zeigen zu können.

Festhalten an Freud, das heißt heute erst einmal: nicht zurückfallen hinter ihn. Und weil der Blick auf ihn zugleich auf seinen »Unglaubensgenossen«³ Heine fallen soll – das, wie Sie wissen, der wunderschöne, von Heine selbst geprägte, dann von Freud auf ihn gemünzte, durchaus identifikatorisch aufgeladene, weil beider desillusionierendem Wahrheitspathos sich verdankende Bündnisbegriff –, werde ich mit einer Heine-Freud-Miniatur beginnen. Sie wird auch meine weitere Annäherung an Freud grundieren.

2.

Der 75jährige Freud, von seiner Kieferprothese geplagt, unfähig, als ein Redner vor ein größeres Publikum zu treten, phantasiert sich noch einmal in den Hörsaal zurück und setzt die *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* von 1916/17 mit einer *Neue(n) Folge*,⁴ fertiggestellt 1932, erschienen 1933, fort. Durch Weiterzählung der Vorlesungsstunden von XXIX bis XXXV sucht er das Forschungskontinuum der Psychoanalyse trotz Spaltungen und Schulstreit zu beschwören. Die *Neue Folge* bietet kritische Revisionen, ergänzende und weiterführende Gedanken, vor allem aber: sie ist eine Bekenntnisschrift. Angesichts konkurrierender »Weltanschauungen« verwahrt er sich dagegen, dass die Psychoanalyse eine neue, eigene hervorbringen werde. Ich zitiere: »Sie braucht es nicht, sie ist ein Stück Wissenschaft und kann sich der wissenschaftlichen Weltanschauung anschließen« (197). Und dann, hellstichtig im Blick auf eine Zukunft, die mit dem Begriff »Weltanschauung« Schindluder treiben wird: »Diese [die Wissenschaft] verdient aber kaum den groß-

³ »Meinen »Unglaubensgenossen« nennt er Heine in einem Brief an Pfister vom 24. Februar 1928, dort mit dem Zusatz: »das Wort ist auch von ihm« (Freud/Pfister: *Briefe*, S. 133), aber erstmals hat er das Wort wohl in der Abhandlung über den Witz gebraucht: »»Mein U n glaubensgenosse S p i n o z a, sagt H e i n e« (Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, FGW VI, 83).

⁴ Freud: *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (FGW XV).

tönenden Namen [also Weltanschauung], denn sie schaut nicht alles an, sie ist zu unvollendet, erhebt keinen Anspruch auf Geschlossenheit und Systembildung. Das wissenschaftliche Denken ist noch sehr jung unter den Menschen, hat zu viele der großen Probleme noch nicht bewältigen können. Eine auf die Wissenschaft aufgebaute Weltanschauung hat außer der Betonung der realen Außenwelt wesentlich negative Züge, wie die Bescheidung zur Wahrheit, die Ablehnung der Illusionen.« Sie sehen, der Skeptiker Freud hält zwar fest an einem Fortschrittsbegriff – »noch nicht« sagt er, so wie der Haeckel der »Welträtsel« in dem berühmten Ignoramus-Ignorabimus-Streit des mit dem Erscheinen der *Traumdeutung* zu Ende gehenden Jahrhunderts –, aber er hätte mit gleichem Recht dem Ignorabimus des Du Bois-Reymond zustimmen können und hat es mit vielen seiner Äußerungen implizit getan: seinem Pochen auf die Nicht-Abschließbarkeit der Empirie in der Erforschung des Seelenlebens, die das Kennzeichen psychoanalytischen Denkens bis heute ist, verbunden mit »Wahrheit« als einem desillusionierenden Korrektiv des Fortschrittsglaubens. Und schließlich die entschiedene, bereits eine zunehmende intellektuelle Isolierung verratende Absage an den Aktionismus seiner Zeit, auch in der eigenen Disziplin: »Wer von unseren Mitmenschen mit diesem Zustand der Dinge unzufrieden ist, wer zu seiner augenblicklichen Beschwichtigung mehr verlangt, der mag es sich beschaffen, wo er es findet. Wir werden es ihm nicht verübeln, können ihm nicht helfen, aber auch seinetwegen nicht anders denken.«⁵

Ich habe hier das bekenntnishafte Ende der letzten, der XXXV. Vorlesung zitiert. Ein, wie ich finde, nicht weniger bemerkenswertes, weil die alten Antriebe seines Denkens einbeziehendes Bekenntnis verbirgt sich hinter dem auffälligen, als Vers angeschriebenen Heine-Zitat der XXXIII. Vorlesung mit der programmatischen Überschrift: »Die Weiblichkeit«. Er sagt zu dieser Vorlesung zunächst: »Sie bringt nichts als beobachtete Tatsachen, fast ohne Beisatz von Spekulation, und sie beschäftigt sich mit einem Thema, das Anspruch auf Ihr Interesse hat wie kaum ein anderes. Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt« – es folgt ein Doppelpunkt und dann, in die Mitte der Seite gerückt, der unerwartet bunte Vers von 4 Zeilen:

Häupter in Hieroglyphenmützen,
 Häupter in Turban und schwarzem Baret,
 Perückenhäupter und tausend andere,
 Arme, schwitzende Menschenhäupter – – –

⁵ Ebd., FGW XV, 197.

und in Klammern darunter, wie eine Unterschrift placiert: »(H e i n e, Nordsee)«. – Freud fährt fort: »Auch Sie werden sich von diesem Grübeln nicht ausgeschlossen haben, insofern Sie Männer sind; von den Frauen unter Ihnen erwartet man es nicht, sie sind selbst dieses Rätsel.«⁶

Nun bringt Freud in der Regel keine illustrierenden, sondern beglaubigende Zitate, oft auch solche, die einen längeren Kontext oder Subtext in verkürzter Form wiederauferstehen lassen. Sie liefern gleichsam die von der eigenen Deutung ausgelöste, dem Zitat anheim gestellte freie Assoziation. Unter diesem Gesichtspunkt hat auch unser Zitat eine erste, offen einsehbare Funktion: Es beschreibt, unter geradezu religionsfolkloristischen Vorzeichen, eine grüblerische Ansammlung des Menschengeschlechts – ›Männergeschlechts‹, muss man realistisch sagen, denn ›Weiblichkeit‹ scheint hier in der Tat nicht aufzutreten, sie ist ja selbst »das Rätsel«. Heine, der Schiller sehr schätzte, hätte an Freuds Stelle lieber gleich »Das verschleierte Bild von Sais« zitiert. Freud, auf den ersten Blick, greift zu Heine, weil in diesem Vers ein Konzentrat der Menschengattung, ihrer ungleichzeitigen und ungleichartigen Stationen sichtbar wird: die Alten Ägypter (Hieroglyphenmützen), die Muslime (der Turban), die mittelalterlich-katholische Geistlichkeit (das schwarze Barett), die Vertreter des Ancien Régime (Perückenhäupter)... und die »tausend andere[n]« offenbar nicht nur unter ihrer Grübelelei, sondern ebenso unter der gesellschaftlichen Uniformierung ihrer Kopfbedeckungen schwitzenden und eben darum »armen« Menschenhäupter. Immerhin, als Grübelgesellschaft scheint der männliche Anteil des Menschengeschlechts, in dieser Frage wenigstens, geeint.

3.

Aber hätte Freud uns das nicht auch ohne diesen bunten Versabstecher sagen können? Führt uns der Heine-Vers nicht eher von der oberirdisch affirmierten Grübel-Einheit ab? – Vielleicht haben wir bisher zuviel und zuwenig erfahren. Das Zitat hat uns irritiert und neugierig gemacht, es nötigt uns geradezu, die *Nordsee* aufzuschlagen, und dort, im Zweiten Zyklus der Nordseebilder, finden wir das kurze Gedicht mit der seinerseits programmatischen Überschrift »Fragen«. Wenn Sie es nicht schon kennen, werden Sie überrascht sein, was Freud uns alles auf dem Umweg über das Zitat mitteilen möchte, worauf das Zitat uns stößt – und was es

⁶ Ebd., FGW XV, 120.